



## Großes vor im ewigen Herbst

**Kolumne** Die Leonbergerin Juliane Reichert, die in Berlin lebt, verrät uns diesmal, warum Projekte so wichtig sind und warum manche Jahreszeit in der Hauptstadt nie endet.

P ünklich zum Herbst, also zum Schul- und Semesterstart, werden auch in Berlin die Ranzen gepackt, die Tage mit Vorlesungen gespickt und die Motivation festgezurret. Die Hefte riechen neu, die Professoren sind unvoreingenommen und für den auszubildenden Teil der Bevölkerung ist zumindest der professionelle Teil des Lebens der Herbst ein Fest neuer Chancen.

In Berlin, wer hätte es gedacht, dehnt sich der mentale Aspekt dieser Jahreszeit auf das ganze Jahr aus und betrifft etwa so viele Menschen mehr, wie sich die Rasanz ihres Fortschreitens erhöht. Das klingt erst einmal kompliziert, ist es aber nicht. Einfach zu veranschaulichen ist das am Begriff des Projekts. Mit dem kleinen Latinum im Gepäck, hat das offenbar etwas damit zu tun, sich etwas vorzunehmen („projacere“). Das ist im Grunde nicht so schwierig, denn zwischen Blumengießen und der Weltherrschaft kann man sich ziemlich vieles vornehmen.

So kommt es, dass in Berlin eigentlich jeder, der etwas auf sich hält, ein „Projekt“ hat. In Mitte besteht selbiges im besten Fall aus der Entwicklung einer neuen App. In Neukölln hingegen ist man da offener. Ein Projekt kann man haben, wenn man gerade ein veganes Café mit Kunstbuchverleih und eigenem Kleiderlabel eröffnet. Ein Projekt ist aber auch, endlich mal den Wohnsitz umzumelden. Oder die nächsten beiden Wochen weniger Alkohol zu trinken. Und das Schöne an Projekten: sie sind wie immer-passende Puzzle-Teile.

Trifft beispielsweise der App-Entwickler den Café-Eröffner, ist das nächste Projekt bereits im Kasten: Eine App, mit der auf der Karte des Cafés der Guarana-Karotten-Drink zur Bowie-Biografie gefunden werden kann. Wie praktisch! Das kann man nun durchdeklinieren. Treffen sich Alkohol-Entwöhner und Café-Eröffner, ergäbe das ein Space-Cookie-Café mit „Fair trade“-Hanf und der Anwärter am Einwohnermeldeamt würde mit dem App-Entwickler dafür sorgen, dass Sachbearbeiter am Bürgeramt online auf Geduld bewertet und der jeweilige Sieger im eigenen Kiez empfohlen wird und das iPhone bei freien Terminen bunt blinkt.

Ganz ehrlich, dieser „Projektismus“ hat etwas ziemlich Albernes. Der Schwabe neigt zum Hochstapeln ja bekanntlich nicht; und wieso immerzu so wichtig tun? Einerseits. Andererseits hat diese Form, mit der Wahl unserer Lebensinhalte umzugehen, auch etwas erfrischend Entschlossenes. „Und was hast Du so für Projekte?“ – übrigens kein seltener Annäherungsversuch – ist doch origineller als die ewige Frage nach dem Studiengang. Und ja, ein Projekt war auch der Staudamm in der Glems, die schreddernde Gitarre in der „Beat Baracke“ oder der Kauf eines Skateboards. Projekte sind offenbar dazu da, unser Dasein so zu fristen, dass wir in jener Frist einen Sinn erkennen können. Ein gängiges Projekt bis zum Abi war das Schuljahr, danach das Semester, bei einigen die App, das Bürgeramt, das Café. . . bis zur Yacht oder dem Zimteis. Es sind die Dinge, denen wir Wert beimessen, weil wir uns unter allen möglichen ein bestimmtes Leben aussuchen, immer wieder: uns vornehmen, wie wir sein wollen und uns im wörtlichen Sinne entwerfen – in Leonberg, Neukölln oder von Leonberg nach Neukölln.

Sicher, Neukölln und Leonberg unterscheiden sich diesbezüglich hier und da und jener Herbst in Berlin weder Anfang noch Ende hat. Trotzdem und in diesem Sinne – ran an die neuen Hefte, die Tinte ist frisch und die erste Seite frei.